



# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 102.

Dienstag, 1. Mai.

1928.

(8. Fortsetzung.)

## Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuzer.

(Nachdruck verboten.)

Rena Lint war ihrer bitter diesen Enttäuschung Herr geworden. Übersah nun den Zusammenhang dieses ganzen schmählichen Betruges. Fühlte einen funflosen Zorn gegen diesen feisten unterseiten Menschen, der sie wie ein Schulmädchen überlistet hatte und innerlich jetzt wohl über sie und ihre leichtgläubige Torheit höhnte.

„Wenn Sie nicht augenblicklich beiseite treten, daß ich das Zimmer verlassen kann...“ murmelte sie erbittert.

Als Antwort griff er mit rascher halber Körperwendung wieder nach rückwärts. Der Schlüssel knirschte im Schloß, wurde abgezogen, glitt in seine Tasche.

„Ich werde Ihre Zeit nur noch wenige Minuten in Anspruch nehmen, gnädiges Fräulein. Diese kurze Spanne aber müssen Sie mir gönnen. Denn das Zimmer besitzt keine Klingel und keine zweite Tür. Also wäre jeder Versuch gewaltstamer Befreiung aussichtslos.“

Es schien, als wollte sie auf ihn zutreten, um die Hand zuheben und ihm ins Gesicht zu schlagen. Doch vor seiner Nähe wich sie wieder zurück.

Um seine Lippen, die tiefrot waren, als seien sie geschminkt, huschte erregtes Zittern und Zucken.

„Wenn Sie bisher noch nie im Leben einen Menschen gehaßt haben, dann bin ich der erste. Und ich weiß auch, daß es keine Beschimpfung gibt, die Ihnen zu niedrig und verächtlich für mich wäre. Doch weshalb das alles? Weil ich Sie liebe! Weil Ihr Besitz der einzige Gedanke ist, der mich beherrscht, seit ich Sie zum ersten Male vor Jahresfrist sah. Weil jeder direkte Weg, Sie zu erreichen oder Sie auch nur sprechen zu dürfen, ins Nichts führte. Deshalb, lediglich deshalb, mußte ich jetzt zu schärfsteren Mitteln greifen.“

„Ich bin Titularkonsul der Republik San Martino. Das mag in Ihren Augen eine Farce sein. Gut. Aber ich besitze nebenbei auch industrielle Interessen in der ganzen Welt. Auf Kuba, in Mexiko, im Ural, in Persien. Es handelt sich um Werte, die für europäische Begriffe eine teilweise phantastische Höhe haben. Seit ich jedoch die Revuediva Rena Lint zum ersten Male sah, sind all meine finanziellen Transaktionen für mich zu Angelegenheiten zweiten Ranges herabgesunken. Weil ich erst mein Ziel erreichen mußte, das mir seit zwölf Monaten vor schwebt: Sie persönlich zu sprechen. Nun ist es soweit. Vielleicht werden Sie trotzdem finden, daß ich keine Veranlassung habe, mit dem Ergebnis dieses letzten Jahres zufrieden zu sein. Und dennoch bin ich dem Schicksal dankbar dafür, daß es überhaupt eine Frau gibt, die mich, nach einem Leben der Übersättigung und aller erfüllten Sensationen, noch die große Leidenschaft lehrte, — eine silberblonde, hochmütige, kalte Deutsche, die doch vor verhaltenem Temperament zittert.“

Es war eine seltsame Situation:

Rena Lint hatte es ausgegeben, sich mit Gewalt ihre Freiheit zu erkämpfen. Ob er sprach oder nicht — es war ja so gleichgültig. Einmal würde er die Tür wieder öffnen, damit sie den Klub verlassen konnte.

Nur das einzige Bestreben beherrschte sie: zwischen ihn und sich einen erdenlich weiten Zwischenraum zu legen.

Sie hatte sich in den Hintergrund des Boudoirs zurückgezogen und sich auf der Ottomane niedergelassen. Zu ihrer Rechten auf einem Tischchen lag ein metallener spitzer Brieföffner. Den behielt sie im Auge. Falls dieser Mensch da es wagen sollte, die Hand nach ihr auszustrecken.

Doch es schien nicht daran zu denken, veränderte auch die Haltung vorerst nicht. Nur seine von schweren Lidern überhauften Augen glühten sie dunkel und unablässig an.

„Kommen wir zum Ende. Es werden sich in Zukunft hinreichend andere Möglichkeiten ergeben, meinen Empfindungen Ihnen gegenüber Wort und Bestätigung zu verleihen. Nur dies möchte ich Ihnen heute schon sagen, Gnädigste: daß Ihre Verlobung mit dem Rittmeister von Yskem Ihre Lösung finden muß und daß Sie eines Tages die Frau des Konsuls Juan d'Arzella sein werden.“

Mit jäher Willenskraft preßte sie die Lippen zusammen, um ihrem Vorsatz treu zu bleiben: diesen verächtlichsten aller Menschen seiner Antwort zu würdigen. Und doch wandte sie, wie unter einem suggestiven Bann, den Kopf zu ihm herum.

Er stand nicht mehr an der Tür. Jetzt lehnte er am Tisch, hielt die Fingernägel übereinandergeschlagen. Und als er sich mit der Hand über das straffe, schwarze Haar strich, sprühte in tausend Farbenreflexen an seiner Linken ein Solitär von märchenhafter Größe.

„Halten Sie mich nicht für wahnwitzig“, versetzte er unterdrückt und förmlich beschwörend. „Ich weiß, was ich sage. Ich bin kein unreifer Knabe, der sich selbst mit Phrasen verausläßt. Wohl bin ich Romane, doch das heiße Blut hat meinen Verstand noch nie Lügen gestraft. Und deshalb wiederhole ich, daß Ihre Verlobung mit dem Rittmeister von Yskem gelöst werden muß. Und wenn eine Welt darüber aus den Augen bräche — sie muß gelöst werden! Jetzt erst, wo ich den Rausch der Unmittelbarkeit Ihrer Nähe atme und empfinde, wo ich tausendsach bestätigt finde, was meine ruhelosen Träume mir durch endlos lange Monate brennend vorgegaukelt, — jetzt erst weiß ich, daß ich Sie niemals an der Seite eines anderen Mannes dulden würde. Frei müssen Sie wieder werden, um nur mir zu gehören. Weil mein Leben sonst jeden Sinn verloren hätte. Und weil ich es will. Und weil sonst, wenn Sie sich weigerten...“

Er unterbrach sich, beugte den Oberkörper wie zum Sprung vor, starrte sie von unten herauf mit einem Blick an, in dessen schwarzer Tiefe plötzlich gefährliches Raubtierzüngeln aufzitterte.

Und auch im Klang seiner Stimme war etwas wie ein zum Abschnellen bereites Dukken.

„Seit ich wußte, wer mir den Weg zu Ihnen versperrte, habe ich meinen Nebenbuhler studiert. Wenn man hinreichende Mittel daran wendet, ist das ein Kinderspiel. Ich selbst sah Herrn von Yskem noch nie persönlich und kenne ihn und die geheimste Faser seines

ganzen Denkens und Fühlens doch so genau, als wären wir Zwillingsbrüder. Weil ich Menschen auf seine Fährte legte, die den untrüglichen Spürsinn von Wilden besitzen, die seit langen Monaten jeden seiner Schritte, jede seiner Handlungen überwachen, denen nichts verborgen blieb, was seine Lebensführung anbelangt. Nur so war es auch möglich, daß ich Sie im Theater erwarten konnte. Weil ich durch meine Leute ganz genau unterrichtet war, wo der Rittmeister von Yskem sich aufhielt, während ich im Bühnenausgang Ihres Theaters stand."

Ein aufgewühltes, lautloses Lachen heizte über seine gelblich fahlen Züge.

„Jetzt kenne ich Ihre Gedanken und weiß, was Sie argwöhnen: Dass ich bei dieser gestrigen Hamburger Affäre irgendwie meine Hand im Spiele hätte. Doch Sie irren. Denn die kam ganz ohne mein Zutun. Da das Schicksal es gut mit mir meinte und mir helfen wollte, den Weg zu Ihnen freizumachen. Eine alte Wundertheorie meines Lebens: Dass die Vorsehung immer im entscheidenden Augenblick durch einen scheinbaren Zufall zu meinen Gunsten eingreift. So auch hier. Dieser „Große Hansa-Ausgleich“ und was sich im Anschluss daran abspielte . . .“

Er brach ab, senkte die Stirn; preßte die Zähne auseinander, daß die Backenknochen scharf aus der Haut hervorsprangen: Als ringe er zäh und verzweifelt mit seinem Gehirn, um jetzt — jetzt die entscheidenden Worte zu finden.

Dann hob er langsam den Kopf.

„Ja, dieser „Große Hansa-Ausgleich“ hat ihn aus seiner Bahn geworfen. Jeder andere Mann würde sich wohl gerade deshalb um so verzweifelter an die Frau klammern, die er liebt — jeder andere Mann; nur nicht der Rittmeister von Yskem! Weil es seinem sogenannten Verantwortungsempfinden widerspricht, ein zweites Schicksal mit in die Ungewißheit seines eigenen zu reißen. Sie sehen, Gnädigste — ich kenne ihn und ziehe daraus nur die gegebenen Folgerungen.

Vielleicht hofft ihr beide noch darauf, daß es ihm doch irgendwie gelingen wird, sich von dem schweren Verdacht seiner Täterschaft oder zumindest seines Mithwissens zu reinigen und seine verlorene Ehre zurückzugewinnen. Geben Sie diese Hoffnung auf. Ich werde nicht zulassen, daß . . .“

Zu Ende jede Selbstbeherrschung und alle Vorsätze beharrlich stolzen Schweigens.

Rena Lint war hochgeschnellt, tat ein paar rasche Schritte, verschanzte sich hinter einem Sessel, dessen Lehne sie umklammerte.

Ihre Worte häumten sich unter der Peitsche haßzitternden Widerwillens.

„Sie werden nicht zulassen . . . Pah — wer sind Sie, daß Sie sich anmaßen, über das Tun und Lassen meines Verlobten zu urteilen und zu entscheiden?!"

„Ich bin der Konsul d'Arzilla, dessen Vermögen auf dreihundertzwanzig Millionen Escudos geschätzt wird!“ sagte er ganz still, aber mit einer Stimme, aus deren Klang sie ein eisiger Hauch anwehte. „Für die Begriffe des verarmten Deutschlands immense Summen. Fügen Sie sich nicht freiwillig meinen Wünschen, dann werde ich die ganze Stoßkraft dieser dreihundertundzwanzig Millionen Escudos daran setzen, um Sie von der Seite des Rittmeisters von Yskem fortzureißen und ihm, den das Schicksal ohne mein Zutun schon fast völlig vernichtete, den letzten Rest zu geben. Geld ist die einzige Macht der Welt und wandelt jeden Wahnsinn zur Wahrheit. Entweder ich benutze die günstige Konstellation des gestrigen Zufalls in Hamburg und kaufe mir ein paar Menschen, die mit den heiligsten Meineiden der Welt und hundert vernichtenden Einzelheiten beschwören, daß sie Augenzeugen waren, als Ihr Verlobter eigenhändig die Sattelgurte durchschnitten. Oder ich wähle den einfacheren Weg und bringe mir ein paar verzweifelte Gesellen, denen ein Menschenleben nicht viel gilt. Oder ich finde eine dritte oder vierte Lösung. Zu welcher Sie mich aber auch zwingen — sie wird mich zum Ziel führen.“

„Sie — sind — wahnsinnig!“ flüsterte Rena Lint tonlos.

„Ich bin das, was mein Verlangen nach Ihnen aus mir gemacht hat!“ sagte er heiser und bekam die Augen nicht los von ihr. „Ich habe ein Jahr hinter mir, das mich durch alle Höllenqualen gepeitscht hat. Und keinen Mann gibt es, an dessen Seite ich Sie dulde. Jeden würde ich vernichten — und müßte ich dabei selber zugrunde gehen. Jetzt, wo die Vorsehung mir zu Hilfe kam und euch beide schon halb voneinander gerissen hat — jetzt will ich die Entscheidung; und erwinge sie, sei es selbst mit Mitteln, vor denen Sie schaudern. Es geht um Sie! Ihr Besitz heiligt jedes Mittel und rechtfertigt jede Tat, und wäre selbst mit dreihundertundzwanzig Millionen Escudos nicht zu hoch bezahlt. Denn mit schleicht das Blut nicht schlaftrig durch die Adern wie euch Kühnen Nordländern — ich bin Portugiesel! Romane! Und die Frauen galten uns seit je als die Krönung unseres Daseins. Wie Sie es auch mir jetzt gelten. Laufen Sie zur Polizei, schreien Sie es allen Menschen ins Gesicht, was ich gegen den Rittmeister von Yskem plane. Ich fürchte mich nicht. Denn niemand wird Ihnen glauben. Man wird lachen über Sie — so lange, bis man eines Tages das Lachen vergibt. Doch dann ist es zu spät.“

Der Konsul d'Arzilla strich sich langsam über die Stirn, als zwinge er sich aus dem Paroxysmus aufgewühlter Leidenschaften wieder in die Gegenwart zurück. Nur seine Augen blieben verschleiert und lästig.

„Sie lieben Ihren Verlobten. Heute wenigstens glauben Sie ihn noch zu lieben und wissen nun, daß Sie sein Leben und sein Schicksal in der Hand halten. Vergessen Sie das nicht. — Während der nächsten Woche werde ich Sie nicht sehen. Aber ich gebe Ihnen solange Frist, inzwischen Ihre Verlobung zu lösen und an Stelle des Rittmeisters von Yskem den Konsul d'Arzilla offiziell vor aller Welt als Ihren künftigen Gatten anzuerkennen. Tun Sie das nicht, so müssen Sie selbst beurteilen, ob Sie Kraft genug besitzen, für den Rest ihres Lebens das auf Ihr Gewissen zu nehmen, was Sie durch Ihre Weigerung unentrinnbar heraufbeschwören.“

Er griff in die Tasche, zog den Schlüssel hervor, schloß die Tür auf, öffnete sie weit, trat zur Seite und verneigte sich stumm und respektvoll.

In seinem fahlgelben Gesicht — mit der blauschwarzen Markierung der Rasierlinie und den verräterischen Tränenäpfeln unter den Augen — regte sich jetzt nichts mehr.

(Fortf. folgt.)

### Vogelgang.

Mir scheint der Tag so leicht beschwingt  
Wenn in der Früh ein Vogel singt  
Und fließt!  
Weit flieht die Dunkelheit zurück,  
Wenn mein Gemüt ein Morgenglück  
Ergriff!  
Wenn jubelnd Ton auf Ton entzweigt,  
Und wenn der Vogel, weil er lebt,  
Sich freut!  
Oh Amselruf, oh Dinkenschlag,  
Begnadet meinen jungen Tag  
Auch heut'!

Lotte Tiedemann.

### Beim Wiener Heurigen.

Von Heinrich B. Aranz.

Es ist, als wäre dem Wiener dieser Frühling in die Glieder gesfahren. Jedes Jahr, besonders um diese Zeit, lockt es ihn, der ohnedies kein Kostverächter ist — ein Pivert, ein Pappert, ein Pupperl — hinaus in die Vorstädte, nach Grinzing, Sievering, Neuwaldesg. Dort sitzt er dann beim mitgebrachten Fleisch und Brot, bei Käse und Wurst vor einem Glas Wein beim „Heurigen“, das wohlschmeckende und nicht zu dünne, so wohlig die Kehle streichelnde Röß genießend und alle Sorgen, aller Kummer des Alltags sind vergessen, verraut.

„Der Heurige“, das war wohl ursprünglich die Bezeichnung für den „heurigen Wein“ für „Wein vom selben Jahr“ zum Unterschied vom „alten Wein“. Dann aber ging dieses Wort als Bezeichnung für eine Reihe spärlich beleuchteter, alter, ehrwürdiger Gasthäuser in Grinzing, Sievering, Dornbach über, in deren großen, lauschigen Gärten alle guten Geister des alten Wien ihre Jugend wiederfinden.

Ein Beethoven, ein Schubert, ein Lenau, ein Strauß und alle die anderen, die aus Wien und zu Wien kamen, haben hier stundenlang gesessen, das Glas klaren, goldgelben Weins von den Hängen des Wiener Waldes in der Hand, wehmütig vergangener, glanzvoller Tage gedenkend oder im schäumenden Überschwang froher Weinfestigkeit künstigen Sternen und Ruhm entgegenträumend.

Was aber wäre der Heurige ohne Musik? Ein Wein ohne Blume, eine Frau ohne süße Lippen! Wirklich stehen am Podium inmitten der langen, wadeligen Bänke und der rissigen, dunklen, von seinem Tischchen entweichten Holztisch vier Sessel. Und auf diesen thronen mit Geigen, Ziehharmonika und Gitarre die Musiker, das „Heurigen-Quartett“. Sie begleiten den weinseligen Gesang der Volksänger, der Männer froher Stimmen und des echten „Hamurs“, der schlendernd und weich durch die Stille zum abendlichen Himmel aufklängt.

Es ist „Hamur“ und nicht etwa „Humor“, es ist nichts von Wit oder Komik in der Art, mit der dieje Sänger ihre Lieder zum Besten geben. Es ist auch nichts davon in den Liedern selbst, ob sie nun vom „Letzten Kranz“ klagen, die „selige, alte Zeit“ herbeisehn oder ob sie nur den Wunsch ausdrücken: „Ich möcht wieder einmal in Grinzing sein, beim Wein, beim Wein.“ Diese Lieder sind vielmehr alle ein wenig melancholisch, entsagungsvoll, man könnte sagen, fatalistisch durchsättigt, es liegt die ganze Philosophie des Wienertums darin, die sich in den Sätzen „Da kann man halt nur machen“ und „Nur Ruhe, es kommt schon jeder dran“ erschöpfen mag. Aber es ist doch auch viel von der Wienerischen Leichtigkeit darin, von der spielerischen Anmut des Phäakenvölkchens, von seinem urtiefen Glauben an eine frohere Zukunft und an ein Leben voller Ruhe und Gelassenheit. In jenes Leben, in dem endlich der Stocherjäger der Heurigen-Siammägäte „Nur ta Arbeit net“ doch zur Wirklichkeit geworden ist.

Die Musiker, kurzweg „Schrammeln“ genannt, nach jenem Schrammel, dem Volksänger und Musiker seligen Angedenkens, sind nun die Kristallisation dieses Wienertums. Sie sitzen nicht etwa wie andere Musiker mit gespannter, aufmerksamer Miene und gesurkter Stirn hinter ihren Instrumenten, Priester ihrer Kunst, ein Hochamt selebrierend, sie sind aber auch fern von der hinausgewölbten Eßtase, die etwa die Musik der Zigeuner durchpulst, die ihm die Fiedel in die Lust schwingen und seinen Körper im leichten Tardas sich biegen lässt. Diese Musiker sitzen beschaulich da, mit froh genieserischem Blick, man sieht ihnen die Freude am Musizieren an, ihre Augen lächeln selig, ihre Miene drückt tiefste Zufriedenheit aus. Das ist ihr Element, man kann sie sich ohne Instrument gar nicht denken.

Das gleiche Bild bieten die Sänger. Sie wandern Arm in Arm von Tisch zu Tisch, summen manchem sein dialektfrohes Lieblingslied zum hundertstensmal mit heiserer Stimme in das noch immer sehnüchtige Ohr und nivnen hie und da vom Glas Wein, das ihnen gutmütig gereicht wird. Diese Sänger sind die eigentlichen stillen Zeicher des „Heurigen“, ihre Kehle bleibt immer trocken, ihr Gleichmut ist unerschütterlich. In ihnen steht das Erbteil von Großvater und Vater, von Generationen Volksängern, und wenn man fünfzig Jahre später einmal wieder hierherkommt, wird der gleiche gemütliche, rundliche und mit rötlicher Rase begaudete Mann dastehen und sein „Heurigenlied“ singen. Es ist dann sogar dieselbe heisere, aber volle Stimme, aber es ist dann sein Sohn oder sein Enkel. Man würde es nicht glauben, wenn es nicht doch so sein müßte.

Drunter im Garten, an den langen Tischen, sitzen Mann, Weib und Kind, Liebespaar und Freundschaft, ihre Pakete Wurst, Butterbrot und Mehlspeise werden geöffnet, herzhaft wird mit den Händen das Essen dem lauenen Mund anvertraut, die Gläser Wein aus offenen braunlichen Flaschen werden immer wieder gefüllt und bald beginnt man die Lieder, die vom Podium herabklingen, mitzumachen. Erst ganz leise — man ist noch zaghaft dem neuen Frohsinn gegenüber, der die Brust bewegt — aber dann immer lauter und kräftiger: „Seid umschlungen, Millionen!“

Auch das Liebespaar am Nebentisch hat längst seine Schüe verloren, wie alle hier. Er, blond, blauäugig, ein wenig verdrossen erst, drückt die Hand seiner Begleiterin versteckt unter dem Tisch. Sie, die spröde Schöne, die tagsüber, ach, bis 8 Uhr abends, hinter der Schreinwand lauert, blitzt vorerst zum Gegenüber, einem behäbigen Bäuermeister oder einem grauhaarigen Fächerlutscher oder auch einem weinfrohen Künstler. Dann aber, alles um sich

herum vergessend, lehnt sie ihren blonden Muschelkost an den Hals des Mannes und ihre mageren Schultern unter dem ürmlichen Kleidchen wiegen sich gelöst zum Rhythmus des heiteren Strauhwalters.

Draußen, am Tisch unter der Buche, sitzen Studenten. Ihre hellen Kappen sind „schäbigerisch“ über die Stirn gedrückt, das „Gaudemus“ von allen im Garten als „Lied der Jugend“ empfunden, von jungen und alten Lehren mitgesungen, vereint sie allen Herzen im Kreise.

Und der Fremde, der erst zwischen den engen Tischen mühsam den Weg gefucht, die lächernden Gaslaternen zwischen Frühlingslaub misstrauisch gemustert hat, sitzt dann auf einmal vor dem vollen Glas Heurigen, sein Fuß ruht unter den Rhythmen der Lieder, sein Auge sieht „den Himmel voller Geigen“. Ach, wou drängen und hasten, quälen und kämpfen? Lässt uns hier vergessen, daß wir nicht immer so gut sind, wie wir sein sollten, daß wir sogar Hass kennen, daß wir Unterschiede zwischen den Menschen machen!

Die allein macht selig und Verbrüderung und ein „Heuriger“ mit Musik wird so zum magischen Band, das alle Herzen in diesem entlegenen Vorstadtgarten mit denen von Millionen in der großen, fernen Welt verbindet.

## Türkische Schwänke.

Nach Mehemed Tewfik neu erzählt von Felix v. Leyel  
(Dresden).

### Kinderstreiche.

Einmal war Buadem, als er noch ein Kind war, zu einem Brunnen gestürzt, und als sein Vater hinzutrat und hinunterrief: „Was wirst du nun anfangen, Buadem?“, da sagte er mit schlauer Miene: „Ich werde einen Stein holen, Vater, damit du mich daran in die Höhe ziehen kannst!“ — Ein andermal lief er den ganzen Tag über singend umher, bald dahin, bald dorthin, und erklärte auf die Frage, warum er denn das tue, man habe ihm einst gesagt, daß seine Stimme aus der Ferne schön klinge, und um seine Stimme auch selbst einmal aus der Ferne hören zu können, deshalb sei er bald dahin, bald dorthin gelaufen!

### Tauch.

Als Nassreddin, der berühmte Meister, einmal an einem Flusse saß, wo er die vom Koran vorgeschriebene religiöse Waschung vornahm, verlor er unversehens einen seiner Schuhe, der alsbald von den Fluten fortgetragen wurde. Da stand er auf, leuchtete wehmütig und sagte zu dem Flusse: „Nimm deine Reinigung zurück und gib mir dafür meinen Schuh wieder!“

### Ein „gutes“ Geschäft.

Als Buadem einst sein Feld verkaufte und einen Esel dafür erhielt, und von den Leuten gefragt wurde, was er da für ein Geschäft gemacht hätte, sagte er mit einsältigem Lächeln: „Bisher bekam ich für Mist Korn und Kartoffeln, jetzt bekomme ich für Korn und Kartoffeln Mist!“

### Baden im Pels.

Auf die Frage eines Fremden, ob der letzte Winter sehr streng gewesen sei, antwortete Buadem: „Ja, Herr, er war so kalt, daß ich mich nicht einmal im Bade (in türkischen Bädern herrscht stets arme Sitz) ohne Pels waschen konnte!“

## Welt u. Wissen

Der älteste Kalender. Die Funde über verunklarte Epochen, die besonders in Ägypten in den letzten Jahren gemacht wurden, geben uns immer mehr Aufschluß über so manches Rätsel. Im Palast des Ramses Mejamun wurde ein Kalender gefunden, den man wohl als den ältesten Kalender überhaupt ansprechen kann, da er nach Feststellungen des Professors Biot auf das Jahr 3285 v. Chr. zurückreicht. Er besteht aus zwei fünftlerisch mit Reliefs verzierten Inschriften. Schon den Ägyptern war bekannt, daß die Erde mehr als 365 Tage braucht, um die Bahn um die Sonne zu vollenden. Während wir alle vier Jahre zum Ausgleich dieser Differenz einen Tag einschalten, unterscheidet man vor 5000 Jahren zwischen dem bürgerlichen Jahr mit 365 Tagen und dem Sonnenjahr mit einem plus von 26 Stunden, und berechnete, daß im Laufe von 1461 Jahren der Anfang des Sonnenjahres wieder genau mit dem Anfang des bürgerlichen Jahres zusammenfallen müßte. Vor Christus fielen diese Zusammentreffen auf die Jahre 3285, 1780 und 275. Bei der Überprüfung dieses Kalenders fand Biot, daß seine ägyptischen Kollegen aus der Vorzeit die Tag- und Nachaleide sowie den astronomischen Sommeranfang des Jahres 3285 ganz genau berechnet hatten, während sie im Jahre 1780 die Daten etwas zu spät angesetzt hatten.

# Die Welt der Frau

## Die Mutter berufstätiger Töchter.

Euch, liebe Mütter berufstätiger Töchter, möchte ich heute ein paar Worte sagen, ein paar Worte der Teilnahme, aber auch der Warnung!

Immer wieder hört man die Mütter darüber klagen, daß die Jugend von heute so ganz anders sei als früher in der „alten, alten“ Zeit, eigenwillig, eigenföhlig usw. „Man hat ja gar nichts mehr von seinen Mädels,“ sagt so manche Mutter, „den ganzen Tag verbringen sie außerhalb des Hauses, und kommen sie abends nach Hause, so ist es in den meisten Fällen auch nur, um schnell das Kleid zu wechseln, ein paar Bissen herunterzuschlingen und wieder fortzuziehen, zu einer Abendveranstaltung, zum Sport, in ihren Berufsverein oder Gott weiß, wohin! Kaum, daß man erfährt, wohin, und mit wem, darüber hat man schon gar nicht zu fragen. Was wissen wir überhaupt von unseren Töchtern, mit wem sie umgehen, was sie tun und treiben, denken, hoffen und glauben? Nur die Bröderchen, die sie uns hier und da zuwerfen, was man in mühseliger Fragerei aus ihnen herausholt und was man sich aus allerlei Anzeichen zusammenreimt. Und so geht es weiter. Ist die Tochter wirklich mal zuhause, so sitzt sie in den Edeln und gähnt, liest Bücher oder dehnt und reibt sich und stöhnt, wie abgepannt und müde sie sei, und Sonntags schlält sie bis Mittag und geht spazieren, anstatt sich ihre Strümpfe zu stopfen oder der Mutter ein bißchen zu helfen! Man hat doch im Hause auch den ganzen Tag über seine Mühe und Plage und wäre froh, durch die junge Kraft der Tochter etwas Entlastung und Hilfe zu haben. Aber nein, so etwas gibt es anscheinend bei den jungen Mädchen von heute nicht mehr. Heute heißt es: Sieh selber zu, wie du fertig wirst, liebe Mutter, ich habe meinen Beruf.

Ja, Ihr habt es sicher nicht leicht, liebe Mütter und gewiß oft berechtigten Grund zum Klagen. Aber nun hört auch noch einmal, was die jungen Mädchen ihrerseits darüber sagen:

„Wenn man es doch den Müttern nur ein einzigesmal belügten und klarmachen könnte, so klagen sie, „daß man heutzutage im Berufsleben nichts geschenkt und nichts erlassen bekommt und daß man also, um sich darin zu behaupten, seine volle Kraft einsetzen muß! Die Mütter denken immer, so ein paar Stunden hinter der Schreibmaschine zu sitzen, ein paar Zahlen in Bücher einzutragen, ein paar Briefe zu schreiben oder ein paar Kunden zu bedienen, das sei doch „nicht so schlimm“, und wenn man abends abgearbeitet und müde nach Hause kommt, dann, meinen sie, kann die eigentliche Arbeit erst beginnen! Mütter denken immer, nur ihre Arbeit erfordert Anstrengung und Nachdenken, und weil man sich vielleicht nett anzieht und anziehen muß im Geschäft oder Bureau und weil man dort gepflegte Hände und einen hübschfristeten Kopf hat und haben muß, meinen sie, man bekomme sein Gehalt dort geschenkt und sei eine Prinzessin Magnitistin! Sollten doch die Mütter nur einmal eine Woche lang im Bureau sitzen oder im Laden stehen, dann würden sie es verstehen können, wenn einem abends alle Glieder weh tun, wenn man Rückenschmerzen und Kopfschmerzen hat vom stundenlangen intensiven Aufpassen, Nachdenken, von Verantwortung und auch mancherlei Unannehmlichkeiten und Ärger, die das Berufsleben nun einmal mit sich bringt. Daß man dann keine große Lust hat, noch allerlei häusliche Pflichten zu erledigen und sich statt dessen lieber durch Schlafen, durch ein wenig Anregung und Abwechslung und durch den Aufenthalt in frischer Luft und mit jungen, fröhlichen, gleichgestimmten Genossen erholen und ein Gegengewicht gegen Gefahren und Monotonie des Berufslebens schaffen möchte, ist einem das zu verdenken? Und dann: Wenn man es doch endlich einmal den Müttern abgewöhnen könnte, jeden unserer Schritte, Gedanken, jedes unserer Erlebnisse und jede unserer Handlungen kontrollieren zu wollen! Hat das einen Sinn? Auf der einen Seite stehen wir im Berufsleben, verdienen uns unser Brot und müssen uns alleine durchschlagen, da hilft und fragt uns niemand. Auf der anderen Seite aber sollen wir in jeder unserer freien Minuten überwacht und „behütet“ werden. Können denn die Eltern das unser ganzes Leben lang tun und machen sie uns dadurch selbstständig und widerstandsfähig, wenn sie einmal nicht mehr neben und hinter uns stehen können? Und ist es nicht ein Versagen ihrer Erziehung, wenn wir aus ihr nicht einmal dies gelernt“

haben sollten, uns richtig und ehrlich zu betragen und das Rechte zu finden, auch wo unsere Mütter uns nicht beobachten und nicht alles von uns wissen? Nein, es ist nicht richtig so. — Wir können nichts dafür, daß uns unsere Zeit, Verhältnisse und Entwicklung die Türen zum Paradiese der Frau, dem Hause und seinem glücklichen Frieden verschlossen hat, wir müssen ins Leben hinaus, so gut wie der Mann. Aber wir wollen auch auf unseren eigenen Füßen und unter unserer eigenen Verantwortung stehen und unser Vertrauen und unser ganzes Verhältnis zur Mutter soll Geschenk und Freiwilligkeit sein, nicht Zwang!“

Zwei Generationen — zwei Ansichten, die sich zu widersprechen scheinen und doch durch nichts weiter getrennt sind als vielleicht durch Vorurteil und Unkenntnis auf der einen und jugendlichen Ungeküm auf der anderen Seite. Möchten beide, Mütter berufstätiger Töchter und berufstätige Töchter, diese Ansichten vergleichen und darüber nachdenken, dann wird ihre beiderseitige Liebe ihnen die Brücke des gegenseitigen Verständnisses schlagen helfen!

Käthe Brustat-Schnedermann.

## Was die moderne Frau liest.

Die Frauen sind immer große Leserinnen gewesen, und man hat sogar behauptet, daß sich nur derjenige Schriftsteller durchlesen könne, der dem weiblichen Geschmack entspreche. Tatsächlich haben große Dichter, die durchaus „männlich“ waren, wie z. B. Kleist oder Gräbe, erst sehr spät die allgemeine Anerkennung gefunden. Auch die moderne Frau bestimmt in hohem Maße Erfolg oder Nichterfolg in der Literatur. Freilich hat sich ihr Geschmack gewandelt, und sie liest heute nicht mehr die sentimentalen Liebesgeschichten, die früher die geistige Nahrung so vieler Damen bildeten. Nach den Mitteilungen mehrerer englischer Bibliothekare, die großen Leihbüchereien vorstehen, zeigt die Weiblichkeit von heute eine besondere Vorliebe für Detektivgeschichten, die spannend sind und auf sinngreiche Weise einen vielseitigen Handlungsknoten auflösen. Die Kriminalgeschichte hat ja von jeher die Erholung neistiger Arbeiter geboten. Immer wieder hören wir von großen Gelehrten, von Staatsmännern, von Leuten, die verantwortliche und schwierige Aufgaben zu erfüllen haben, daß sie ihre Muhestunden gern mit einer Detektivgeschichte verbringen; dies war z. B. bei Bismarck und bei Paul Ehrlich der Fall. Seitdem die Frau einen immer größeren Anteil am geistigen Leben nimmt, bedarf auch sie dieser Entspannung, die zugleich eine wohlthätige Spannung mit sich bringt. Neben dieser Gattung bevorzugt der weibliche Geschmack die Memoirenliteratur, besonders die, in der berühmte Persönlichkeiten und gesellschaftliche Ereignisse eine Rolle spielen. Interessante Briefausgaben und leichtgeschriebene Biographien werden ebenfalls gern gelesen. Je mehr die Frau selbst reist und sich für ferne Länder interessiert, desto lieber greift sie zu Reisebeschreibungen, und am liebsten zu solchen, die von Frauen geschrieben sind. Unter den Romanen aber sind diejenigen bei der Frauengattung am beliebtesten, die sich durch eine feine Psychologie männlicher Charaktere auszeichnen. Die Frau will ihren „natürlichen Gefährten und Gegner“, den Mann, möglichst genau kennen lernen, da sie jetzt mit ihm in so vieler Hinsicht in Wettbewerb getreten ist, und findet inaktio in der Literatur eine Quelle der Erkenntnis. Auch leichtere wissenschaftliche Werke sind sehr begehrte. Überhaupt beschäftigt sich die Frau mehr mit Büchern als früher. Sie nimmt nicht unbesehen, was man ihr gibt, sondern verfolgt die Neuercheinungen und orientiert sich nach Möglichkeit über das, was sie für ihre Bedürfnisse und ihren Geschmack geeignet hält.

## Kleine Kniffe im Haushalt.

**Schwämme zu reinigen.** Schwämme werden von Laugen und siedenden Flüssigkeiten angegriffen. Daher reinigt man die durch langen Gebrauch schmierig gewordenen Schwämme am besten salt mit sehr verdünnter Salzsäure. Badechwämme bilden bei Unsauberkeit eine sehr günstige Bruststätte für mikroskopisch kleine Pilze. Um sie sauber zu erhalten, werden sie am besten öfters mit starkem Salzwasser ausgewaschen, dem man einen Schuß Salzlake zugesetzt hat, dann mit reinem Wasser nachgewaschen, gut ausgedrückt und an der Luft getrocknet.